

Andreas Prudner

Daheim ,in der Heimat im Feindesland

* * *

Wir waren unten an der Kokel gewesen, bei Pruden, um den Hanf aus dem Fluss einzuholen. Mein Vater hatte das so gewollt, trotz Bedenken meiner Mutter, die ihn zuvor inständig darum gebeten hatte, zu Hause zu bleiben. Seit Tagen hatte es Gerüchte gegeben, dass die Front näher rückte und dass die Deutschen seither in Bereitschaft standen. Mein Vater war jedoch stur geblieben. Er hatte wohl nicht so recht daran geglaubt, dass es in Zendersch zu einer Eskalation kommen könnte, nicht in unserem Zendersch, dass so weit weg vom Schuss lag und niemandem auch nur ein Haar krümmen mochte .Deshalb waren Vater und ich trotz der Warnungen meiner Mutter des Morgens mit dem Pferdewagen zur Kokel gefahren und hatten den ganzen Tag den Hanf auf den Wagen geladen. Es war der 08. September 1944 gewesen.

Am späten Nachmittag hatten wir den Großteil der Arbeit erledigt und machten uns auf den Nachhauseweg. Kurz nach Pruden, bevor es den Wald hinauf ging, wurden wir von einer rumänischen Vorhut gestoppt. Ein mittelgroßes Regiment hatte hier sein Lager aufgeschlagen. Eine Weiterfahrt wurde uns vom Kommandeur strikt untersagt. Der Waldweg über die Hüll nach Zendersch war vorerst gesperrt.

Weitere Fragen wurden uns nicht gestattet. Auch nicht die nach der Dauer der Sperrung, denn sie wussten es nicht.

Fünf Tage lang kamen wir bei Bekannten in Pruden unter. Vater versuchte in der Zwischenzeit nähere Informationen über die Sachlage in Zendersch zu erfahren, erhielt jedoch lediglich die Auskunft eines rumänischen Offiziers, der ihm mitteilte, dass die Deutschen das Dorf evakuiert hatten.

Nach fünf Tagen wurde die Sperrung aufgehoben. Es scherte sich niemanden mehr um uns und man ließ uns ungefragt passieren. In uns keimte die Hoffnung auf, dass es sich nur um eine Falschmeldung handelte. Wie sich jedoch herausstellen sollte, war es alles andere als das.

In Zendersch erwarteten uns leere Straßen, verlassene Häuser und erstarrte Höfe. Schweine, Hühner und Gänse liefen unruhig umher. Die Flüchtenden hatten sie aus ihren Gehegen gelassen, aus Erbarmen, kurz bevor sie aufgebrochen waren. Die Gatter und Hoftore standen noch weit offen, vereinzelt lagen Schuhe und Kleidungsstücke auf der Straße. Sie waren in der Eile von den Karren und Pferdewägen herunter gefallen. Niemand hatte sich nach ihnen gebückt.

Wie sich bald herausstellte, waren nicht alle Bewohner geflüchtet. Etwa 80 ältere Personen, vorwiegend Frauen, hatten sich dazu entschieden, daheim zu bleiben. Zudem waren die Zigeuner in ihren schäbigen Behausungen am Dorfrand geblieben. Alle anderen waren jedoch fort. Auch Mutter und meine Geschwister.

Nach wenigen Tagen, in denen mein Vater und ich uns so gut es ging bewirtschafteten, marschierten zunächst rumänische Truppen in Zendersch ein, kurze Zeit später auch die Russen. Man konnte sie recht gut unterscheiden : Die rumänischen Soldaten sofften den Wein aus den Kellern, die Russen den Schnaps. Eines hatte sie jedoch gemeinsam :Betrunken waren sie alle.

Die Front verlief zu diesem Zeitpunkt nördlich von Agristeu an der Kleinen Kokel entlang. In den Hecken am Ufer hatten die Deutschen ihre Geschütze aufgebaut. Die Brücke über den Fluss gab es nicht mehr, sie war kurz zuvor gesprengt worden.

Um uns etwas Geld zu verdienen, arbeitete ich nun gelegentlich als Transporteur für die Russen. Sie brauchten Nachschub an der Front, vorwiegend Schnaps und Wein. Sie luden Fässer auf den Wagen und schickten mich los. In der Nähe der Frontlinie angekommen luden sie die Fässer ab und schickten mich zurück. Tag für Tag, Woche für Woche. Ich merkte mir ihre Gesichter nicht. Es hätte nichts genutzt. Es waren nie dieselben. Schlecht bewaffnet gaben die jungen Burschen Kanonenfutter für die Geschütze der Deutschen jenseits des Ufers ab.

Ende September wurde mein Vater von einer Frau zu sich gerufen. Ein versprengter deutscher Soldat, der sich alleine durchs Feindesland geschlagen hatte, war in Zendersch gestrandet und hielt sich auf dem Betriebshof versteckt. Vater schlug vor, es vorerst dabei zu belassen, bisein günstigerer Zeitpunkt zur Flucht kommen würde.

Sein Feldhemd musste der junge Landsersicherheitshalber ausziehen. Wenn ihn jemand entdeckte, würde man ihn exekutieren.

Dummerweise war der junge Soldat kurze Zeit später unvorsichtig und wurde von einem Zigeunerkind dabei beobachtet, wie er beim Hufschmid ein Pferd beschlug. Seine Erkennungsmarke hatte ihn wohl verraten. Womöglich wollte er mit dem Pferd türmen. (Zu der deutschen Garnison hinter der Kleinen Kokel war es ja nicht mehr weit). Erfahren sollten wir es nie, denn er wurde sofort festgenommen und von einem Erschießungskommando vor einem Haus erschossen. Sie verscharrten seine Leiche an einer unbekanntem Stelle und ich frage mich heute noch, wo das gewesen sein mochte, denn ich musste noch oft an ihn denken.

Er war kaum älter als ich gewesen, höchstens 18.

Der folgende Winter wurde kalt und zäh. Wir froren wie die Hunde. Die Front war irgendwann weitergezogen und hatte uns alleine gelassen mit unserem Kummer. Bis zum Frühjahr aßen wir Eingemachtes und was wir von den alten Weibern zugesteckt bekamen. Wir magerten ab, sodass uns die Rippenknochen herausstachen. Als es wärmer wurde und der Schnee schmolz, bearbeiteten wir den Garten und stellten uns vor, wie wir die ersten Tomaten daraus pflückten. Ein herrlicher Gedanke, der uns jedoch den Magen knurren ließ und wir deshalb schnell davon abließen.

Anfang Juni, der Krieg war bereits seit mehreren Wochen vorbei, erreichten die ersten Rückkehrer das Dorf. Sie wussten zunächst nicht wohin. Ihre Häuser und Höfe wurden von rumänischen Familien besetzt.

Man brachte sie im Pfarrhaus unter. Von da an hielt ich jeden Tag Ausschau nach Mutter. Vater schickte mich in der Früh los und ich wartete geduldig auf die ankommenden Gespanne. Wenn ich Abends ohne Nachricht zurück kam, brach es ihm jedes mal das Herz.

Und dann, wir hatten die Hoffnung schon aufgegeben, waren sie plötzlich da.

Sie sahen müde und entkräftet aus, aber sie waren am Leben. Meine Geschwister fielen mir um den Hals und ich weiß nicht, ob wir zuerst gelacht oder geweint haben. Vermutlich von allem ein bisschen. Wie ich sie doch liebte. Und wie wir sie vermisst hatten. Der Krieg war nun auch für uns vorüber.

* * *